

Leopold Müller war ein friedliebender Mensch, der sich durch Nichts von einem sogenannten Durchschnittsmenschen unterschied bis auf eine — wenn man so sagen darf — Eigentümlichkeit, daß er seit frühesten Jugend von einem geradezu unheimlichen Pech verfolgt ward.

Schon als er geboren war, begann das Unheil. Die Waisefrau steckte ihn in zu heißes Wasser, so daß er nahezu verbrüht wäre. Als er dann ein wenig älter war, fiel er aus der Wiege — Gottlob, ohne sich Schaden zu thun. Und als er gar erst laufen konnte, meckerten sich die Unfälle zulebends, so daß sein Vater einmal grimmig sagte: „Du wirst noch der reime Pechmüller werden!“

Dies Wort bewahrte sich dann auch leider nur zu bald. Der arme kleine Kerl konnte gar Nichts mehr thun oder unternehmen, ohne daß Etwas immer mißlang oder ihm Ungelegenheiten eintrug. Und so kam es denn, daß seines Vaters prophetisches Wort schon populär wurde und alle Welt ihn „Pechmüller“ nannte.

Jetzt war er ein junger Mann von sechszwanzig Jahren und ging auf Freierrufen. Er war ein ganz netter Kerl, an dem ein Mädel schon Gefallen finden konnte, und er war mittlerweile Philosoph genug geworden, um sein pechbles Schicksal mit Humor und Laune zu ertragen.

Seine Angebetete war die einzige Tochter eines reichen Mannes, der es partout nicht zugeben wollte, daß sein einziges Kind, mit dem er doch hoch hinaus wollte, diesen armen Farbentleser, genannt „Pechmüller“, heirathen sollte.

Das blonde Gretchen aber erklärte standhaft: „Wenn ich diesen Mann nicht bekommen soll, dann will ich überhaupt keinen!“

„Aber, Kind,“ rief der Alte erbost, „ein Maler, was ist das? Nichts! Ja, wenn's noch wenigstens ein brauer Stubenmaler wäre! So aber — Bildermaler, dessen Gemälde Niemand kennt oder gar lauft! Wobon wollt Ihr denn leben?“

Gretchen aber blieb standhaft. „Er ist wahr recht unbekannt, aber er wird berühmt werden, und dann wird man sich um seine Bilder reizen!“

„Und bis dahin hungert Ihr, was?“

„Du hast ja Geld genug!“

„Ala! Nein, liebes Kind, ich habe mein Geld zu fauer erworben, um es auf solche Weise zum Fenster hinaus zu werfen!“

Derartige Gespräche gab es jeden Tag zwischen Vater und Tochter. Und das Ende war dann stets, daß Beide grollend auseinander gingen, während die gute Mama zu Gretchen trat und ihr leise Trost zusprach: „Sei nur fest, liebes Kind, dann wirst Du Deinen Willen schon noch durchsetzen!“

Und der gute „Pechmüller“ war eben so fest und treu und sagte sich: „Wenn wir Zwei uns ernsthaft lieb haben und uns heirathen wollen, dann kann keine Macht der Welt uns trennen!“

Im Städtchen war Ball. Gretchen mit ihren Eltern wollte hin, und natürlich mußte auch Leopold hin, denn der Gedanke, daß ein Anderer sie im Arme hielt, war ihm einfach unerträglich.

Zu diesem Zwecke hatte er sich ein Paar neue schwarze Hosen machen lassen. Der Schneider, bei dem er zwar schon hoch in der Kreide stand, wollte sich zuerst nicht zu noch neuem Credit herbeilassen; als er aber hörte, daß der junge Maler heimlich mit dem reichen Gretchen Schwarz verlobt war, ließ er sich willig herbei und versprach, die schwarzen Unausprechlichen zur rechten Zeit zu liefern.

Leopold war glückselig und ging hoffnungsvoll nach Hause, wo ihn bereits ein Freund erwartete.

„Ach, lieber Leo, Du mußt mir einen großen Gefallen thun! Ich reife heute zur Hochzeit und habe keine schwarzen Hosen. Sei so gut und leih' mir Deine — wir haben ja die gleiche Größe — in acht Tagen bekommst Du sie wieder!“

lächelnd. — man weiß ja, wie solche lieben Leute in solchen Augenblicken sein können.

Der arme „Pechmüller“ war rathlos. Endlich begann er sich, daß Freund Lehmann ein Paar neue Hosen hatte, die ihm auch passen mußten. Im Sturm schritt er zu dem Freund.

Natürlich war Lehmann nicht zu Hause. Aber seine Wirthin, die Herrin Leopold genau kannte, sagte: „Ich würde Ihnen ja die Hosen recht gern geben, wenn ich wüßte, daß Herr Lehmann heute nicht mehr wiederkäme.“

„Wo ist er denn hin?“

„Er ist der Rad eine Partie machen.“

„Ach was, dann geben Sie sie nur her, — ich nehme Alles auf mich.“

So bekam Leopold Freund Lehmann's Hosen und ging feelenbergnütig von dannen. Es war auch hohe Zeit, denn um acht Uhr begann bereits das Fest, und Leopold hatte mit Gretchen verabredet, daß er sie zur Polonaise führen würde, um sich so möglichst viele Tänze von vornherein zu sichern.

In den hell erleuchteten Saale drängte sich die junge Welt des Städtchens. Leopold und Gretchen eröffneten den langen Reigen der Polonaise.

Der alte Herr Schwarz war zwar empört darüber, aber seine Frau redete ihm gut zu, so daß er, wenn auch heimlich grollend, Nichts weiter dazu sagen konnte.

Die beiden verliebten jungen Leute sind glücklich und erklären sich auf's Neue ihre treue Liebe; dabei wechseln sie heimlich Händchen und heißen Liebesblicke.

Alplich, als die Polonaise zu Ende ist und Leopold sich bereits alle Tänze gesichert hat, kommt ein Kellner und meldet, daß draußen Jemand sei, der mit Herrn Müller zu sprechen wünsche. „Pechmüller“ eilt entsetzt hinaus, denn er ahnt ja, daß es nur Freund Lehmann sein kann.

Natürlich ist er es. Und er ist empört. „Lieber Müller, ich finde es doch ein wenig sonderbar, daß Du so ohne Weiteres in meine Hosen steigst!“

„Aber, lieber Freund,“ stottert „Pechmüller“, „ich glaube, Du wirst, wie schon so oft, eine größere Partie gemacht haben.“

„Also sei so gut und zieh' die Hosen aus, denn ich will selbst tanzen.“

„Pechmüller“ bittet und steht und beschwört den Freund, aber Alles ist umsonst, denn dieser hat auch ein Liebchen hier und will sich also auch amüsiren. Endlich geht der geknickte Leopold zurück, entschuldigend sich bei seinem Gretchen — er werde gleich zurück sein, wann dies „gleich“ sein würde, das wußte er im Augenblick selbst noch nicht. Dann geht er nach Hause, schlüpft in sein Alltagskleid und trägt die zu ungenut entbehrten Pantalons zu Freund Lehmann zurück.

Als er zu diesem kommt, meint der lächelnd: „Weißt Du, geh' doch mal zum Hellwig, der hat ja auch ein Paar neue Buchsen, vielleicht kann der sie entbehren.“

Leopold nickt dankend und eilt zu Hellwig.

Als Hellwig den erregten „Pechmüller“ sieht, lächelt er heimlich und sagt: „Ja, meine Hosen kannst Du haben, erst aber müßten sie noch geklopft werden; ich hab' nämlich gestern Malheur damit gehabt.“

Die Hosen werden gesehen, und es ergibt sich, daß von der rechten Seitentafel ein lassender Riß bis zum Knie heruntergeht. Leopold neigt zwar bedeutend den Kopf. Aber was thun? Hin zum Ball muß er unbedingt wieder. Also schnell zur Wirthin, daß sie den Schaden so gut wie nur möglich reparirt.

Jetzt sollen Sie mir aber nicht entkommen,“ rief der alte Herr, „sofort folgen Sie mir auf's Polizeibureau, damit ich Ihren Namen feststellen lassen kann!“

„Aber, mein Herr, diese Hosen gehört mir ja gar nicht!“ verzweifelte flammend Leopold.

„Sie wollen noch streiten? Das ist arg!“

Jetzt wurden andere Gäste aufmerklosam. Es wurde lauter und lauter, und schließlich war der Standal da, der damit endigte, daß der gequälte Leopold dem alten Herrn zur Wache folgte.

Als Herr Schwarz die Sache erfährt, sagte er triumphirend: „Na, wer hat nun wieder mal Recht!“

Gretchen aber erklärte standhaft: „Und ich sage Dir, Papa, daß Leo unschuldig ist! Ich schwöre darauf!“

Herr Schwarz zuckte nur gegungsschweigend mit den Schultern.

Am nächsten Morgen aber, als Leopold zu Gretchen kam, um sich zu entschuldigen wegen des gestrigen Vorfalls, und nun die ganze Geschichte der Unausprechlichen erzählte, da lachte nicht nur Gretchen laut auf, sondern da wurde auch der alte Herr Schwarz von einer so unbändigen Heiterkeit ergriffen, daß er mit einem Male für den jungen Maler interessirt war.

Natürlich stellte sich dann heraus, daß Freund Hellwig am dorgestrigen Abend, als er ein wenig zu viel getrunken hatte, das Rencontre mit dem alten Herrn gehabt hatte, um denselben von der arg heimgeleitete Leopold eingeklinkt werden sollte.

Vom dem Tage an kam Leopold häufiger in das Haus des Herrn Schwarz, und als es wieder Frühling wurde, da hatte der gestrenge Papa seinen liebsten jungen Freund so lieb gewonnen, daß er Nichts mehr gegen die Heirath hatte.

Und so wurde aus Gretchen Schwarz eine Frau „Pechmüller“. Und Beide lebten in glücklicher Ehe — trotz des ehemaligen „Pechs“.

Das Geschenk des Matrosen.

Novelle von Giuseppe Morcau.

Es war im Jahre 1776, als sich am Bord des französischen Schiffes „Le Heron“ eine unterhaltende Scene abspielte. Die Offiziere, welche der Dienst nicht in Anspruch nahm, gingen rauchend und plaudernd auf Deck spazieren, als plötzlich ein junger Fähnrich auf der in die Kabine des Capitäns führenden Treppe erschien und ausrief: „Meine Herren, die Königin kommt!“

Die Königin, die die Bemennung des „Heron“ begrüßte, war die ungeschuldige und lästige Königin des Dreißigstages. Der Zufall hatte zu dieser Würde eine hübsche, kleine Grotlin von der Insel Martinique erhoben, eine Verwandte des Capitäns, die in Begleitung einer Tante nach Paris reiste, um dort eine Erbschaft zu erben!

Und die junge Königin entledigte sich ihrer hohen Würde mit einer Grazie, wie die Katharina die Zweite und Maria Theresia sie beneiden hätten.

„Auf die Knie, schöner Page!“ sagte sie zu dem jungen Fähnrich, der sie gemeldet hatte; „sehen Sie nicht, daß ich meinen Handbühnen fallen lassen? ... Treten Sie näher, meine Herren Minister, und lassen Sie mich, denn der Fall ist ernst. Ich liebe mein Volk, hören Sie, und ich wünsche, daß mein Volk mich liebt. Es handelt sich darum, zu entscheiden, ob eine blaue Kofette auf meinen Schulden sich besser ausnehmen würde, als eine weiße! — Wie! ich glaube, mein Leibzart erlaubt sich, seiner Souveränität in Ermangelung von Weibzucht Tabakdampf in's Gesicht zu blasen.“

Nun folgten Tausend unschuldige Späße, über die die braven Seelen von ganzem Herzen lachten. Am Meisten schien sich über den Triumph des liebeswürdigen Mädchens ein alter britanischer Matrose, Namens Pierre Hello, zu freuen, der weniger Künzeln als Karben aufzuweisen und der an dem nämlichen Tage eine Ehrenmedaille als Lohn für seine langjährigen Dienste erhalten hatte; in Rücksicht darauf hatte ihn auch der Capitän zur Tafel gezogen, bei der die beiden creolischen Damen, seine Verwandten, den Vorhitz führten.

Marie Kofe — so hieß das junge Mädchen — hatte sich schon lange für die schönen Taten Pierre Hello's begeistert und ihm unter Glückwünschen die Hand gereicht. Das Herz des rauhen Alten, dem solche Empfindungen neu waren, hatte bei den freundlichen Worten des Kindes ebenso gebebt, wie beim Empfang der Ehrenmedaille. Er allein bediente sie, er allein wachte über sie; denn Marie Kofe's Tante, eine alte gute Frau, die in Folge von Licht an ihren Stuhl gefesselt war, verbrachte den ganzen Tag mit der Lectüre von Romanen, die sie nur dann und wann durch den Ruf: „Hierher, Meis! Hierher, Marie Kofe!“ unterbrach, wenn sie ihre Rufe in das Tafelwerk einer Maus oder ihre Rufe auf den einem Sonnenstrahl nachlaufen sah.

Am Tage nach dem Dreißigstageserlischen das lebenswürdige Mädchen traurig und nachdenklich, von dem alten Seebär unruhig und schweigend bedrückt. Sie konnte nicht umhin, auf diesen mitleidigen und fragenden Blick mit einem Gesändniß zu antworten. Eine alte Negerin, die als Herge galt

und der Marie Kofe in der Heimath Holz im Walde zugezogen, hatte ihr etwas Selbstames gewissagt. Diese Brotpreizeugung qualte sie, die er zahlte dieselbe dem alten Matrosen.

„Gute kleine Herrin, ich habe gesehen einen großen Adler, hoch, hoch aufsteigen... mit Kofe im Schnabel... Du keine Kofe... Du sehr unglücklich, dann Du Königin, dann großer Sturm und Du herbei!“

„Ich bin gestern Königin gewesen,“ fügte sie hinzu, „und ich warte jetzt nur noch auf den Sturm, der mich dahintrast!“

„Geben Sie seine Furcht, Fräulein,“ erwiderte Hello; „wenn dem „Heron“ ein Unglück zustoße, so brauchen Sie nur meinen Gürtel zu packen, und mit Gottes Hilfe würden Sie heil und gesund an's Land gelangen.“

Marie Kofe, die sich ein wenig beruhigt fühlte, belobte die Ergebenheit des braven Mannes, indem sie ihm eine Komazie vorsang, die noch Niemand vor ihm gehört hatte; — den Abschied eines Bräutigams von seiner Braut, die ein junger Creole, ihr Nachbar, für sie gedichtet und in Musik gesetzt hatte.

Doch es giebt ein Alter, in dem alle Schmerzen leicht vorübergehen, in dem die Schwermuth des Abends am andern Morgen verschwindet, und Marie Kofe stand in diesem Alter. Am nächsten Tage tanzte sie wieder, und die Tage und Wochen vergingen, ohne diese überfluthende Lustigkeit aufjubringen zu lassen, sie verbergte ihre bloßen Füße unter dem Kleid und bewegte Kopf und Körper in fieberhaftem Verlangen nach Bewegung, ohne es jedoch zu wagen, einen Schritt zu thun. Die kleine Königin weinte; sie sah gefangen und wartete auf den vorüberziehenden Ritter, der sie befreien würde.

Mit der Garderobe der Damen war es nicht eben gut bestellt; sie saßen nach Paris und waren der Ansicht, sich nur im Königreich der Mode mit Kleidern und Schuhen neu ausstatten zu dürfen. Bald war Marie Kofe gewöhnt, unbeweglich neben ihrer Tante sitzen zu bleiben, sie verbergte ihre bloßen Füße unter dem Kleid und bewegte Kopf und Körper in fieberhaftem Verlangen nach Bewegung, ohne es jedoch zu wagen, einen Schritt zu thun. Die kleine Königin weinte; sie sah gefangen und wartete auf den vorüberziehenden Ritter, der sie befreien würde.

Dieser Ritter war Pierre Hello. „So hübsche Füße bloß zu lassen,“ sagte er mit entrücktem Tone, „da möchte man ja kein Herz im Leibe haben!“

Pierre Hello überlegte, schlug sich vor die Stirn und rief dann mit verzweifelter Energie: „Ein Stück Leder! Meine Pfote und meine Medaille für ein Stück Leder!“

Endlich ließ er einen Freundschaftsbrief aus, er hatte entsetzt, was er suchte, ein Stück Leder, einen Stiefel! Es war der Stiefel eines in einem Segefeld gefallenen Soldaten, der Gott weiß, wie er dahin gekommen war, in einem Winkel lag. Dort trauert er um seinen Zwillingbruder, der im Meer ertrunken oder im Bauche eines Hai's gefressen worden war.

Pierre griff nunmehr zu seinem Dolch, schnitt den Stiefel auseinander und machte in laum einer Stunde... er möchte gerne sagen, daß er ein Paar Schuhe machte, aber es waren weder Schuhe noch Stiefel, noch Stiefel, noch Rothurne, noch Pantoffeln oder etwas dergleichen, es war auf dem Gebiet der Schuhmacherkunst etwas ganz Originelles, Romantisches, Namenloses; aber dieses Namenlose konnte doch im Nothfalle auf die Füße gezogen werden, und das war die Hauptsache.

Der brave Hello lief nunmehr zur Kabine von Marie Kofe, wo er mit triumphirender Miene unter lautem Lachen, sein Werk abgab und mit berechtigtem Stolz ausrief: „So, jetzt können Sie wieder tanzen!“

Und wirklich tanzte Marie Kofe eine Stunde später mit einem Bleigewicht an jedem Fuß, unter dem begeisterten Beifallsstößen ihrer Zuhauer.

Endlich, nach langer Ueberfahrt erscholl der Ruf: „Land!“ und zwischen dem alten Matrosen und der jungen Grotlin fand eine wahrhaft rührende Abschiedsszene statt.

„Ich werde stets an Sie denken und Ihre Schritte zur Erinnerung wie eine Reliquie bewahren,“ sagte Marie Kofe, um Pierre Hello zu trösten, der sich mit den Händen seiner thörichten Hand über die tränenreichen Augen fuhr.

„O,“ sagte er, den Kopf schüttelnd, „Sie gehen nach Paris, wo neue Freunde Sie bald den armen Hello werden vergessen lassen.“

„Nein, nein! glauben Sie das nicht!“ wiederholte sie, indem ihre Tante sie fortzog. Er folgte ihr lange, mit den Augen, während sie ihm noch oftmals Lebewohl rief.

Pierre Hello konnte nicht wissen, ob das junge Mädchen Wort hielt, er kam selten an Land und fiel im amerikanischen Kriege. Und was Marie Kofe anbetrafft —

Meine Geschichte durchschneidet jetzt plötzlich der gewaltige Strom der französischen Revolution. Wir befinden uns mitten im ersten Kaiserreich, und zwar in Malmation, dem Zufluchtsort der edlen und unglücklichen Josephine. An den Flügel gelebt, hört sie lächelnd eine Aebdornung ihrer jungen Ehrenmutter an, die sie um die Erlaubnis bitten, im Schloße Komodie spielen zu dürfen.

„Gern, meine Kinder,“ erwiderte Josephine, „ich übernehme es sogar, Ihnen die Kostüme zu liefern. Dann der Großmuth des Kaisers ist meine Garderobe überreich. Sehen Sie, das hat man mir eben gebracht!“

Dabei ließ sie nachlässig mit dem Fuß einen Pelz fort, der auf dem Teppich lag und der so schön war, daß sich die jüngste Ehrenbame nicht enthalten konnte, in die bewundernden Worte auszubrechen:

„Gott! wie ist Ew. Majestät doch glücklich!“

„Glücklich! Glücklich!“ murmelte Josephine und versank einen Augenblick in tiefes Träumen, dann aber entriß sie sich ihren quälenden Erinnerungen und rief:

„Wer mich liebt, der folge mir! Kommen Sie, meine Damen, wählen Sie sich Ihre Kostüme!“

Und während sie dem jugendlichen, lustigen Schwarm voranleitet, trat sie in ihr Garderobezimmer, wo alle jungen Damen entzündet die Augen aufriefen, ob der Pracht der hier aufgestellten Gewänder.

Nehmen Sie, meine Kinder, und amüsen Sie sich recht gut; ich überlasse Ihnen alle die schönen Sachen, über die Sie die Augen so weit aufreizen; alle Gegenstände können Sie nehmen; alle, bis auf einen, dieser ist mir zu kostbar und zu heilig, als daß man ihn anrühren dürfte...“

Als sie bei diesen Worten die Neugier aus aller Augen bliß sah, fuhr sie fort: „Ich kann Ihnen den Schatz indes nicht zeigen!“

Mit diesen Worten zog die Kaiserin aus ihrer Garderobe... das Werk und Geschenk des bretonischen Matrosen Pierre Hello's, die Schuhe, die er für Marie Kofe verfertigt.

Als das Schwert Napoleon's Europa zu zerschneiden begann, hatte Josephine Marie Kofa Kaiserin de la Pagerie das Glück, den Kern zu erhalten, und ward Kaiserin. Doch eines Tages durchzog plötzlich ein heftiger Sturm Europa; die Schneemassen von Rußland lösten sich von selbst, um wie ein weißes Leinentuch auf Frankreich's Soldaten herabzuerstürzen, und die Kriegsfurie durchdraste die Welt.

Als der Himmel sich endlich aufklärte, war die Prophezeiung der Kaiserin vollständig in Erfüllung gegangen; der zu Boden geschmettete Adler hatte die Kofe fallen lassen, und die Grotlin, die zweimal Königin gewesen, war im Sturme gestorben!

Die misglückte Operation.

Der Leberzwerch-Christl hockte in einer Ecke im Bahnhofsgebäude und schaute ein um's andre Mal, daß die Fenster klirren, vor Zahnweh.

Alle erdenklichen Mittel hatte er schon ohne Erfolg probirt, das Bähers Künste waren an der tiefstehenden Wurzel gescheitert — kurzum, er war am Verzweifeln.

Da kam der Dalken-Nazi herrin, ein toller Kopf; der ließ sich die Sache erzählen, zwinkerte prüfend mit den Augen und meinte: „Ich wüß' Dir schon ein Mittel, aber Kurakal braucht's! Ich hab' in den „fliegenden Blättern“ gelesen, wie einmal Einer seinen Zahn hinten am Zug an den Ruffer angebunden hat — der Zug ist in's Fabren kommen und bums! daß, war der Zahn heraus!“

Der Christl fuhrte einen Augenblick. Da fing der Schmerz von Neuem zu bohren an. Er sprang auf — just prüf die Lokomotive draußen zum Abfahren — ein Strid war im Ru und den kranken Zahn gewunden und schon in der nächsten Minute hatte er ihn fest an den Ruffer des letzten Waggons geknüpft.

Ein Schnauben, ein Drausen — Anfangs lief Christl mit; da rollten die Räder schneller, der Athem ging ihm aus — plötzlich ein Krach und Schlag; Schlag; Christl lag auf der Erde und neben ihm der — Puffe r.

Aelder und Güte aus gesponnenem Glas.

Das neueste Material, das jetzt zu Zug verarbeitet werden kann, ist gesponnenes Glas. Eine Firma in Venedig fabrizirt daraus Hütfornen, die sehr hübsch aussehen und den Vorzug haben, wenn sie nach längerem Tragen nicht mehr ganz sauber erscheinen, durch einfache Behandlung mit Wasser und Seife wieder ihre frühere Schönheit und Frische zu erlangen. Der Königin-Mutter von Spanien wurde kürzlich ein kostbares Kleid aus wunderbar fein gesponnenem, weichem Glase zum Geschenk gemacht, welches das Entzünden aller erregte die Gelegenheit hatten, das reizende Gewand zu sehen. Die einzelnen Glasfäden werden so überaus fein hergestellt, daß der daraus gewebte Stoff glänzend und schmieglam wie Seide ist; die Röhre eines Kleidungsstückes werden mit besonders zubereitetem Leim gelebt.

Ein unbegrabener König.

Es dürfte Viele verwundern zu hören, daß der verstorbene König von Spanien, dessen Denkmal kürzlich in Madrid enthüllt wurde, noch nicht begraben ist, sondern nur bedeckt mit einem Leichentuch in einem Gemölde des Escorial auf einer Marmorplatte liegt. Das ist die Folge einer seit dem Jahre 1700 eingehaltenen Sitte. Die Leiche bleibt wie heute liegen, bis ein der jegige König verstorben ist, dann erst wird dieselbe unter großem Pomp beigelegt.

Worthool.

Richter: „Einen großen Werth hatten die Cigarren wohl nicht, die Ihnen gestohlen worden sind?“

Zeuge: „O doch; denn ich habe sie immer dazu gebraucht, meine Schwiegermutter aus dem Hause herauszurufen!“

Boshait. Ghefrau: „Na warte, ich werde Dir die Zähne zeigen.“ Mann: „So? hast Du Dir schon neue gekauft?“

Monolog. Baron: „Habe heute der Comtesse abermals eine Liebeserklärung gemacht und wurde nicht erhört, das ist unerhör!“

Verblümt. A.: „Singt die Dame denn gut?“ B.: „O ja, wie eine Nachtigall... die sich etwas erkaltet hat!“

Immer praktischer. Lehrer: „Nicht, die Ohrfeige, die ich Dir vorhin gab, ist Dir unrecht zu Theil geworden; Du brauchst Dich also wegen der erlittenen Strafe nicht zu schämen.“

Motiv: „Wie haßt Schänen! Schreiben Sie mir lieber de Ohrfeige gut fer e ander Mal.“

Schadenfroß. Junge Frau: „Denke Dir nur, Otto, der unterschämte Bettler hat das Mittagessen, das ich ihm gegeben habe, haben lassen...“

Gatte: „Na, heßt Du, da hast Du gleich einen Beweis von Deiner Koketterie!“

Sprach. Ein Blick aus lieben Augen giebt Dir neuen Muth, wenn Du betrübt; Er stärkt den mühen Sinn Dir oft, Wenn nicht erfüllt, was Du gehofft; Und wie ein warmer Sonnenstrahl Der kranken Blume bringt Genesung, So bringt von jeder Dertzenqual Ein lieber Blick Dir oft Erlösung.

Ein kleines Mißverhältniß. Lehretin: „Wie viel Reiche giebt es in Europa?“ Schüler: „Das weiß man nicht bestimmt, aber Arme giebt's jedenfalls mehr.“

falsche Behauptung. „Der Richter Springfeld wurde geftern von einer Wespe gestochen.“ „Ei, ei, und der Mensch behauptet immer, er wäre unbedenklich!“

Stoffentzer. Hausfrau: „Haben Sie alte Sachen?“ Hausfrau: „Natürlich habe ich welche; mein Mann will mir ja keine neuen laufen.“

Aus dem Manöverfeld. Postenreißender Offizier zu einem in der Nähe seines Heimathdorfes als Vorposten lebenden Rekruten: „Am Ernstfalle würden Sie also die des Weges mit dem Handwagen kommende Frau anhalten und nicht passieren lassen. Verstanden?“

Referat: „Ne, Herr Leutnant, das darf ich nicht.“ Offizier: „Zum Heiter, warum nicht?“ Referat: „Da kommt's was erleben, das ist Sie nämlich, meine Alte, die de Milch in de Stadt fährt.“

Macht des Interests. Herr (am Stammtisch): „Was, Sie glauben nicht an den Werth des Interests, da irren Sie sich gewaltig; mir war kürzlich mein werthvoller Neufundländer Hund abhanden gekommen, ich gehe noch spät Abends in das Zeitungsbureau und gebe ein Inserat auf, und als ich eine halbe Stunde später nach Hause kam, da fand ich meinen Hund bereits auf der Treppe sitzend vor.“

Er kennt das. Herr: „Aber Bauer, Sie lassen sich ganz ruhig von den Bengeln mit Schnee bewerfen und schimpfen sie nicht einmal aus?“

Bauer: „Ne, Herr, das dau id nicht, denn würden sie sich ja erst recht freuen.“

Sprach. Ein Arbeitsgaul — merk' Dir — verzeht Nicht halb so viel wie 'n Stedensperd.

Durch die Nume. Unteroffizier: „Meier, was fehlt Ihnen denn, Sie schneiden ja erbärmliche Gesichter?“ Meier. (Retrut): „Ich hab' Leibweh, ich habe mir den Rücken verdorben.“ Unteroffizier: „Ja, das ist die Folge davon, wenn man so viel von zu Hause bekommt und alles allein auf ihn.“

Nach seinen Begriffen. Johann, meinem Mann ist heute nicht recht wohl; bringen Sie ihm eine Wärmflasche hinein!“

Gewiß, gnädige Frau — Cognac oder Rum?“

Uebertroffen. A.: „Ich habe einen Papagei, der kann Jamas sprechen!“ B.: „Ach, unter Förster hat einen, der lügt sogar!“